

Ursula Reutner / Hanspeter Plocher
Universität Augsburg (Deutschland)

Thematik und Sprache des Landromans in Québec am Beispiel von Antoine Gérin-Lajoie und Félix-Antoine Savard

L'article porte sur le sujet et le style de deux romans québécois dont les auteurs comptent parmi les représentants les plus notoires de la tradition littéraire connue sous le nom de *roman de la terre*. On y trouve une courte présentation de chacun des auteurs, avec une brève description de leur vie et de leur œuvre, ainsi que des détails sur les romans en question, choisis en raison du contexte historique et politique de l'époque. Dans ces deux œuvres, les auteurs mettent l'accent sur la position de leur héros. Le roman de Gérin-Lajoie met en scène le défricheur Jean Rivard, qui, dans le contexte franco-canadien marqué par une colonisation frustrante, renonce à d'autres possibilités de gagner sa vie et se retire à la campagne pour y cultiver sa terre dans la tradition d'habitant, seule vocation digne de l'homme patriote et catholique qu'il est. Dans la seconde œuvre, le maître-draveur Menaud éprouve, lui aussi, une profonde méfiance à l'égard des "étrangers" venus s'emparer de sa terre. Le récit de sa vie constitue une sorte d'exhortation de l'auteur à l'adresse des Franco-Canadiens de prendre conscience de leur situation et de bien réfléchir sur leur avenir.

Gérin-Lajoie considère que la principale ressource économique des Franco-Canadiens est l'agriculture et emploie un langage conforme à cette idéologie. Il témoigne de l'orientation générale de l'époque vers le français hexagonal, sans pour autant exprimer explicitement le complexe d'infériorité linguistique qui se manifeste depuis la première moitié de son siècle. Ainsi, il n'hésite aucunement à employer des mots du terroir, sans doute indispensables pour accentuer la couleur locale d'un roman de la terre. En les écrivant en italique et en y ajoutant souvent des commentaires, il est à l'origine de la tradition des "canadianismes de bon aloi". Quant à la langue de Savard, elle reflète l'évolution linguistique survenue au Québec durant une période de plus de soixante-dix ans, avec un nombre élevé de tournures appartenant au langage parlé et de canadianismes. Ceux-ci peuvent être considérés comme l'expression d'une prise de conscience, tant au niveau linguistique qu'en termes identitaires, et attestent le refus des Québécois de s'aligner aveuglément sur la norme exogène souvent qualifiée d'exemplaire.

1. Antoine Gérin-Lajoie (1824–1882)

1.1 Bio-bibliographische Skizze des Autors

Der *roman de la terre* des 19. Jahrhunderts beschreibt die Situation der franko-kanadischen Gesellschaft nach dem gescheiterten Patriotenaufstand von 1837/38. Dabei reagiert er vor allem auf drei Bedrohungen: Erstens auf die von Lord Durham mit seinem berühmten *Report on the Affairs in British North America* (1838) Königin Victoria vorgelegte Empfehlung, die Frankokanadier, die er als ungebildetes Volk ohne Geschichte und Literatur apostrophierte, möglichst schnell zu assimilieren, das heißt, an das englische Kulturmuster anzupassen, zweitens auf den spürbaren Zuzug vor allem britischstämmiger Immigranten (zwischen 1851 und 1871 wächst die Bevölkerung Montréals von 57 000 auf 107 000 Einwohner), und drittens ganz besonders auf den massiven Exodus der Landbevölkerung, die in die Städte auswandert, um in den Fabriken Neu-Englands neue Arbeitsplätze zu suchen.

Die Aufforderung zum Verbleib auf der heimatlichen Erde ist auch das zentrale Thema zweier zusammengehöriger, die Vorzüge des Siedlerlebens glorifizierender Romane von Antoine Gérin-Lajoie, *Jean Rivard le défricheur* (1862) und *Jean Rivard, économiste* (1864). Der Autor stammt aus Yamamiche (nahe Trois-Rivières), widmet sich zunächst dem Studium der klassischen Literatur und macht im Alter von 20 Jahren mit dem Chanson *Un Canadien errant*, einer bittersüßen Elegie, in der er das Schicksal seiner wegen des Patriotenaufstands nach Australien verbannten Landsleute beklagt, breitere Kreise auf sich aufmerksam (*Si tu vois mon pays, / Mon pays malheureux, / Va dire à mes amis / Que je me souviens d'eux*). *Un Canadien errant* wird zur Nationalhymne aller außerhalb von *Bas-Canada* lebenden *Canadiens*. Mit *Le Jeune Latour*, einem pathetischen vaterländischen Alexandriner-Drama ganz in der Diktion eines Pierre Corneille, wird er zwei Jahre später zum Autor der ersten frankokanadischen Tragödie und zur Leitfigur der *jeunes canadiens*. Er steht im Mittelpunkt der 1842 gegründeten *Société littéraire et de discussion*, Modell für das 1844 begründete *Institut canadien de Montréal*, dem er einen Großteil seiner Schaffenskraft widmet; sein *Discours sur les lettres* ist der erste im Institut gehaltene Vortrag. Bis zum Jahre 1847 ist er Mitarbeiter der Zeitschrift *Le Minerve*, die er dann jedoch wegen seines Jurastudiums verlässt. Als zugelassener Anwalt ist er nur selten bei Gericht zu sehen, da es seinem schöngestigen Naturell widerstrebt, um Klientel zu werben und sich mit den Tücken und Finessen der Rechtssprechung auseinanderzusetzen. Er wendet sich wieder dem Journalismus zu, veröffentlicht 1851 seinen *Catéchisme politique* und verbringt in der Folge ein halbes Jahr in den Vereinigten Staaten, um seine Englischkenntnisse zu verbessern und um die von ihm bewunderten Institutionen des Nachbar-

landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr wird er Parlamentsbeobachter von *Le Minerve* und später offizieller Übersetzer der Nationalversammlung. 1857/58 veröffentlicht er die beiden Bände des ersten *Catalogue de la Bibliothèque du Parlement*. In Québec gründet er mit Freunden die Zeitschriften *Les Soirées canadiennes* (1861) und *Le Foyer canadien* (1863), eine literarische Revue, deren erste Nummer den kompletten Text von *Jean Rivard, économiste* enthält (die Buchausgabe beider *Rivard*-Romane erscheint erst zehn Jahre später). Als 1865 Ottawa Bundeshauptstadt wird, zieht sich Gérin-Lajoie aus dem öffentlichen Leben zurück. Er stirbt am 4. August 1882, seinem 58. Geburtstag, und hinterlässt Frau und fünf Kinder. Trotz seiner zahlreichen politischen Schriften (darunter auch die posthum von seinem Freund Abbé Henri-Raymond Casgrain veröffentlichte landesgeschichtliche Abhandlung *Dix Ans au Canada, de 1840–1850*; 1888/89) ist Antoine Gérin-Lajoie vor allem als Autor der *Jean-Rivard*-Romane in die Literaturgeschichte eingegangen.

Von allen Romanen des 19. Jahrhunderts, *Les Anciens Canadiens* (1863) von Philippe Aubert de Gaspé (père) ausgenommen, ist *Jean Rivard* der mit Abstand erfolgreichste. Bis 1977 erscheinen nicht weniger als siebzehn Wiederauflagen, eine davon 1877 als Abdruck im Pariser *Le Monde*, der erste frankokanadische Roman überhaupt, der in Frankreich zur Kenntnis genommen wurde. Der Titelheld, ältestes von zwölf Kindern einer Familie von *habitants*, verliert gleich nach dem Schulabschluß den Vater. Vor die Notwendigkeit des Geldverdienens gestellt, verwirft er den Gedanken an eine Ausbildung als Arzt oder Notar; auch sieht er angesichts der Überfüllung entsprechender Stellen keine Chance für eine solide berufliche Tätigkeit. Das Priesteramt interessiert ihn nicht, und eine Anstellung in der englisch dominierten Armee oder Marine kommt für frankokanadische Bewerber ohnehin kaum in Frage. Auch die Arbeit als *cultivateur* reizt ihn wegen der Überbevölkerung der ländlichen Gemeinden und der damit einhergehenden schlechten Zukunftsperspektiven wenig. Also beschließt er auf Anraten seines Gemeindepfarrers als *défricheur* in die Wildnis aufzubrechen, Land zu roden und sich mit den ruralen Gegebenheiten vertraut zu machen, um so einen Beitrag zum nationalen Wohlstand zu liefern. Dank fleißiger Arbeit – *labor omnia vincit* lautet sein Motto – und zähen Beharrungsvermögens hat er bald Erfolg; reiche Ernten verheißen eine glückliche Zukunft. Ein komfortables Wohnhaus ersetzt die primitive Blockhütte. Jean Rivard kann jetzt erfolgreich um die Hand seiner Jugendfreundin Louise Routhier anhalten. Um sein Anwesen entsteht ertragreiches Rodungsland; aus Ahornbäumen gewinnt man Zucker, aus verbranntem Holz Pottasche. Ein amerikanischer Investor interessiert sich für den erfolgreichen Unternehmer und stellt ihm entsprechende Geräte für den Ausbau der Fabrikation zur Verfügung. Mit dem Bau einer Fahrstraße durch das neue Territorium kommt Jean Rivard schließlich wieder mit der Zivilisation in Verbindung.

Die Fortsetzung *Jean Rivard, économiste* schildert mit nicht minder detailverliebter Akribie das vielfältige soziale Engagement des Protagonisten in seiner neuen Heimat. Dank der Straße kommen viele Siedler ins Land; schulische und kirchliche Organisationsformen sowie wirtschaftspolitische Regulierungen werden erforderlich. Jean Rivard trägt maßgeblich zur Entwicklung der Infrastruktur bei, wird Bürgermeister von *Rivardville* und schließlich Abgeordneter in der Nationalversammlung. Das Ziel ist erreicht; Jean Rivard gelangt zu höchsten Ehren. Trotzdem beschließt er, wieder zu seiner Tätigkeit als *économiste* zurückzukehren, die ihm in jedwedem Sinn fruchtbarer erscheint als endlose Parlamentsdebatten.

Mit seinen beiden apologetischen Thesenromanen zur Propagierung der "agrikulturistischen Ideologie" (Ertler 2000, 83), die anders als der den französischen *roman-feuilleton* imitierende frühe frankokanadische Roman (z. B. *L'Influence d'un livre* von Ph. Aubert de Gaspé fils, 1837 oder *Charles Guérin. Roman de mœurs canadiennes* von P.-J.-O. Chauveau, 1853) jeglicher romanesker Zutaten wie Abenteuer, Duelle, Mordtaten, Liebesintrigen usw. entbehren, schildert Gérin-Lajoie ein Leben, wie es ihm zu seinem großen Bedauern persönlich nicht beschieden war. *Jean Rivard* preist das Leben im Dienste der Landwirtschaft als einzige den Frankokanadiern angemessene Existenzform. Nur mittels ihrer lassen sich auf der Basis von Fleiß und untadeligem Verhalten Wohlstand und Reichtum gewinnen. In diesem Zusammenhang spielt Jean Rivards Korrespondenz mit seinem Jugend- und Studienfreund Gustave Charmentil eine bezeichnende Rolle. Dieser hatte sich nach seinem Jura-Examen in Montréal als Rechtsanwalt niedergelassen. Er berichtet von den deplorablen Lebensumständen in der Stadt, die als Inbegriff moralischen Niedergangs die Negativfolie für das in leuchtenden Farben gezeichnete Landleben liefert. Während sich die Landbevölkerung sinnerfüllter Tätigkeit hingibt, müssen sich die Städter auf der Suche nach bezahlter Arbeit mit aus der Not geborenen Beschäftigungen durchschlagen. Gérin-Lajoies Botschaft lautet, dass das Roden der Wälder und die Urbarmachung von Land höhere Erfolgchancen bietet als die von der Stadt angebotenen Berufswege, die in materieller wie moralischer Hinsicht als höchst zweifelhaft erscheinen:

Que sommes-nous, en effet, nous hommes du monde, esclaves de l'égoïsme et de la sensualité, qui passons nos années à courir après la fortune, les honneurs et les autres chimères de cette vie, que sommes-nous à côté de vous, héros de la civilisation, modèles de toutes les vertus, qui ne vivez que pour faire le bien? Nous sommes des nains et vous êtes des géants. (Gérin-Lajoie 1977, 252)

Während der Tätigkeit als *défricheur* hatte Jean Rivard nie sein Interesse an der Literatur vernachlässigt. An langen Winterabenden liest er die *Imitation de Jésus-Christ*, *Don Quijote*, *Robinson Crusoe* und die *Histoire populaire de Napoléon*

und gewinnt aus diesen Helden-Viten Kraft und Mut für sein Unternehmen. Abgelehnt wird hingegen die zeitgenössische Literatur, weil sie statt *le vrai, le juste et l'honnête l'absurde, le faux* und *le fantastique* verkörpere. Signifikant sind auch Jean Rivards Stellungnahmen zu konkreten sozialgeschichtlichen Problemen, wenn er etwa die verbarrikadierten Karrierewege auf dem freiberuflichen Sektor, die Bevölkerungsdichte im Saint-Laurent-Tal oder die generellen Schwierigkeiten der Frankokanadier, im Bereich von Handel und Industrie Fuß zu fassen, anspricht und damit vor allem die anglokanadische Majorisierungspolitik kritisiert. Der letztliche Verzicht Jean Rivards auf die Möglichkeit politischen Mitgestaltens und der von physiokratischen Ideen untermauerte Rückzug auf die Scholle bleibt für Gérin-Lajoie der einzige Heilsweg im Sinne archaischer Frömmigkeit und gottgewollter Ergebnisheit. Der alttestamentliche Auftrag der Urbarmachung und Bebauung der Erde ist für ihn die einzige Tätigkeit, die den Menschen in ein harmonisches Gleichgewicht zwischen körperlicher und geistiger Existenz versetzt. Verzichts- und Beharrungsideologien solcher Provenienz (cf. Plocher 2005), die noch weit ins nächste Jahrhundert hinein wirken sollten, erklären nicht zuletzt die spätestens mit Beginn der *révolution tranquille* (1960) lebhaft beklagte Rückständigkeit der Provinz. Angesichts einer Politik, die den *Canadiens* kaum berufliche Perspektiven eröffnet und nur die Wahl lässt zwischen Auswanderung in die Vereinigten Staaten und Rückbesinnung auf die von den Vätern tradierten Pflichten des harten Siedleralltags votiert Gérin-Lajoie eindeutig für die zweite Option, mit der er jedoch vor allem bei der Jugend, die seine Warnung vor den Gefahren des Stadtlebens nicht hören wollte, auf taube Ohren stieß. In diesem Sinne ermutigt Gérin-Lajoie zu keinen innovativen Zukunftsvisionen, sondern bindet wie seine Vorgänger auf dem Gebiet der Romanliteratur (z. B. *Les Anciens Canadiens*) die Frankokanadier nur umso fester an überkommene und anachronistische Leitbilder. Mit seinen Romanen vermittelt er ein Welt- und Menschenbild, das kaum individualpsychologische Fragestellungen aufwirft und subjektive Probleme stets nur als Funktionen historischer und politischer Gegebenheiten beschreibt. Spuren narrativer Experimentierlust oder gar das strukturbildende Element einer Dialektik zwischen kontingenter Welt und problematisch gewordenem Individuum (G. Lukács, *Theorie des Romans*), wie sie den zeitgleichen Roman des französischen Realismus kennzeichnen (Balzac, Flaubert), lassen sich nicht erkennen. Kontingenzgedanke und christliches Weltbild schließen einander aus. Der realistische Roman als der Roman einer sich verändernden Gesellschaft und dasjenige Medium, in welchem und durch welches diese sich ihrer Veränderung bewusst wird, stößt im Québec des 19. Jahrhundert, dessen ganz in der Vergangenheit befangene Autoren einer auf die Zukunft ausgerichteten Bewusstseinsveränderung keinen Raum gewähren, nur auf wenig Resonanz. Was bleibt, ist ein mit holzschnittartigen Charakteren ausgestaffiertes hermetisches Ensemble monolithisch konstruierter Handlungsmuster, das dem Leser nur wenig Möglichkeit zu kreativer Mitgestaltung im

Lektüreakt belässt. Statt dessen bereitete Gérin-Lajoies “allzu stereotypischer” Roman “die frankokanadische Diskurswelt auf die noch über siebenzig Jahre dauernden Kolonisierungsbestrebungen vor, indem er davon ein romantisierendes Bild entwarf, das sich im diskursiven Design der Provinz hartnäckig zu halten vermochte” (Ertler 2000, 87).

1.2 Zur Sprachverwendung bei Gérin-Lajoie

Gérin-Lajoies traditionsbewusstes Engagement für die Bewahrung der frankokanadischen Identität, die sich in seinen didaktischen und sozialen Überzeugungen sowie seinen Gedanken zur wirtschaftlichen Grundlage seiner Heimat äußert, lässt sich auch an seinem Sprachdenken ablesen. Dieses manifestiert sich einerseits an seinem tatsächlichen Sprachgebrauch, der aufgrund seines Bildungsganges in der allgemeinsprachlichen Wortverwendung und selbstverständlich in der Grammatik zwar insgesamt die prinzipielle zeitgenössische Orientierung am hexagonalen Standardfranzösischen widerspiegelt, durchaus aber – ganz konform mit der üblichen Praxis im Landroman – auch einige diesen typischerweise zierende Kanadismen enthält. Andererseits zeigt sich seine Einstellung zur Sprache in verschiedenen metasprachlichen Äußerungen und Verfahrensweisen, wobei zu Letzteren vor allem die typographische Markierung von Kanadismen gehört, die er teils im Text, teils in den Fußnoten erklärt oder kommentiert. Selten beschränkt er sich kommentarlos auf eine nur kursive Markierung wie bei *jongler* v. intr., das der im Folgenden als erstes Referenzwerk herangezogene GPFC als ‘réfléchir, penser sérieusement’ definiert und das auch im TLF als Kanadismus verzeichnet ist. Doch verwendet er in seinem tatsächlichen Sprachgebrauch auch unmarkiert einige kanadische Wörter, was auf metasprachlicher Ebene bedeuten kann, dass er deren Kenntnis beim Leser voraussetzt oder auch einfach, dass ihm die kanadische Spezifität der Ausdrücke aufgrund ihrer Geläufigkeit nicht bewusst ist. Als Beispiele lassen sich hier die allgemeinen Bezeichnungen in Bezug auf die Herstellung des Ahornsirups nennen, wie *sucrierie* s. f. (GL 47) für das Terrain und die Vorrichtungen, bei GL auch Synonym von *tire* s. f. (cf. unten), *sucrier* s. m. (GL 48) für den Arbeiter oder *saison du sucre* s. f. (GL 49) für den Zeitraum der Gewinnung des Ahornsirups. Demgegenüber sind die spezielleren Bezeichnungen markiert (cf. unten).

Aus den angesprochenen Kommentaren Gérin-Lajoies geht hervor, dass die – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt thematisierten (cf. u. a. Viger 1810) – Unterschiede zur exogenen Norm kurz nach der Jahrhundertmitte (der “*récit*” erschien 1862) natürlicher Bestandteil im Sprachbewusstsein der Bevölkerung geworden sind. Wie andere Autoren von Landromanen ist daher wohl auch Gérin-Lajoie in einem sprachlichen Reflexionsprozess gefangen, der eine gewisse “*insécurité linguistique*” andeuten kann. Doch ist der Autor weit davon

entfernt, in die Anklage eines Maguire zu verfallen, der mit seinem *Manuel des difficultés les plus communes de la langue française* (1841) einen wesentlichen Anstoß für die Entwicklung des sprachlichen Minderwertigkeitskomplexes gegenüber dem idealisierten Französischen Frankreichs und damit für die zunächst negative Konnotation aller kanadischen Besonderheiten gab. Dafür spricht z. B. die Selbstverständlichkeit, mit der sich Gérin-Lajoie traditionsbewusst verhält, wenn er als Stadtmensch wider Willen das Weiterleben von *francs* auf entlegenen Dörfern kommentiert:

On conserve encore la coutume dans les paroisses canadiennes éloignées des villes, de compter par francs dans les conventions relatives aux bienfonds (GL 13).

Mit einem unübersehbaren Eintreten für die Tradition äußert er sich auch zur Verwendung von *habitant*, das heute als historischer Terminus gilt und nur im anfeuernden Zuruf *Go Habs, go!* für die montrealer Eishockeymannschaft, die *Canadiens* (worin auch die alte, von Gérin-Lajoie durchweg verwendete Bezeichnung für die Frankokanadier weiterlebt), seine Vitalität bewahrt hat:

C'est avec intention que je me sers de ce mot qui date aussi des premiers temps de la colonisation de la Nouvelle France et qui restera dans le langage canadien (GL 152).

Diese Aussage impliziert nicht nur den Willen zur Bewahrung und den starken Glauben an das Weiterleben des Französischen in Kanada, sondern auch das Eintreten für die natürlichen Besonderheiten des "langage canadien", der kanadischen Varietät des Französischen. Diese enthält bei Gérin-Lajoie keine grammatikalischen Eigenheiten, zumal Elemente authentisch gesprochener Sprache kaum vorkommen. Vielmehr ist es ein den Personen in den Mund gelegtes geschriebenes Französisch, wie dies auch im Frankreich jener Zeit üblich ist (cf. z. B. Flauberts Gesprächseinschübe in *Madame Bovary*); abzusehen ist bestenfalls von der Interjektion *tonnerre d'un nom!* ("c'était là son juron ordinaire", GL 51; cf. z. B. fr. *sacré tonnerre de nom de nom* etc., TLF)¹ und einem eher sprachsprachlichen Adverb *étou* (GL 136) 'aussi, pareillement, de même' (auch *itou*, GPFC) sowie häufigerem *ça* anstelle von *cela*. Ansonsten ist z. B. die Inversionsfrage die normale Konstruktion für die direkte Satzfrage, während der *est-ce que*-Typus und die Intonationsfrage (letztere auch mit nachgestelltem *n'est-ce pas*) wesentlich seltener vorkommen.

So weist Gérin-Lajoie im Vorgriff auf die später diskutierten "canadianismes de bon aloi"² u. a. bereits auf die vielen spezifisch kanadischen Bezeichnungen im

¹ Zu den kanadischen Ausdrücken mit *tonnerre*, cf. Pichette (1980, s.v.).

² Bei diesen Kanadismen "guter Legierung" handelt es sich um eine vom Office de la langue française getroffene Auswahl (Dulong 1969), die heute vollständig im *Petit Robert* integriert ist (cf. dazu Reutner 2007).

Bereich der Fauna³ hin, die in seiner idealisierenden Beschreibung des Landlebens, zu dem auch die weiteren von ihm verwendeten Kanadismen gehören, natürlich nicht fehlen:

Il y a pour désigner un certain nombre de poissons, de reptiles, d'oiseaux et d'insectes particuliers au Canada, des mots qui ne se trouvent dans aucun des dictionnaires de la langue française, et qui sont encore destinés à notre futur dictionnaire canadien-français. Ainsi le *Maskinongé*, qui tire son nom d'un mot sauvage signifiant gros brochet, l'*achigan*, la *barbue*, la *barbotte*, les *batteurs de faux*, les *siffleurs*, les *brenèches*, les *canards branchus*, etc., sont désignés sous ces noms dans les anciens auteurs sur le Canada comme Boucher, La Hontan, Charlevoix, quoique ces mots ne se trouvent pas dans le dictionnaire de l'Académie.

Le mot *ouaouaron* ou *wawaron* vient évidemment du mot sauvage Ouaraon, grosse grenouille verte. (Voir Sagard, Dictionnaire de la langue Huronne.) Ceux qui ont eu occasion d'entendre les mugissements de cet habitant des marais ne trouveront pas étrange que nos ancêtres Canadiens-Français se soient empressés d'adopter ce mot si éminemment imitatif (GL 81).

Im Einzelnen handelt es sich um folgende Tiere:

maskinongé s. m. 'espèce de brochet' (GPFC)

achigan s. m. 'poisson d'eau douce d'Amérique du Nord' (GPFC)

barbue s. f. 'barbeau, poisson de rivière de la famille des Cyprinoïdes' (GPFC; nicht zu verwechseln mit fr. *barbeau*, das einen Meeresfisch bezeichnet)

barbot(t)e s. f. 'id.' (GPFC)

batteur de faux s. m. 'espèce d'oiseau' (GPFC)

siffleur s. m. 'espèce de marmotte' (GPFC)

brenèche s. m. 'espèce d'oiseau, bernache, barnache' (GPFC)

canard branchu s. m. 'espèce de canard sauvage' (GPFC)

ouaouaron s. m. 'grenouille géante' (GPFC)

Aus dem Bereich der Flora ist nur *cathérinette* (GL 83) zu nennen, eine Ableitung zu *cathérine* s. f. 'mûre du Canada' (GPFC) sowie *gadelle* s. f. (GL 196) 'groseille venant par grappes' (GPFC).

Interessant ist an dem obigen Zitat (GL 81) auch, dass darin sogar die selbstverständliche Notwendigkeit eines zukünftigen Wörterbuchs des kanadischen Französisch zum Ausdruck gebracht wird, denn "dictionnaire canadien-français" ist trotz "langage canadien" nicht als zweisprachiges Wörterbuch zu verstehen wie das *Dictionnaire québécois-français* von Meney, dessen Titel schon ideologisch depreziativ klingt. Jedenfalls nennt Gérin-Lajoie für das zukünftige Wörterbuch weitere Ausdrücke:

³ Warum allerdings die übliche Bezeichnung "*voliers de canards*" (auf der vorangehenden S. 80) im Text kursiv gesetzt ist, bleibt unverständlich.

Tire, Trempette ou *Trempine*, *Goudrelle* ou *Goudille*, *Casseaux* ou *caseaux* ou *Cassols* etc., mots destinés comme beaucoup d'autres à notre futur dictionnaire canadien-français. Il a bien fallu que nos ancêtres inventassent des mots pour désigner des choses qui n'existaient pas en France. Ces mots d'ailleurs sont expressifs et vivront toujours dans la langue du peuple Canadien.

Le mot *micouenne* est tiré du sauvage et est employé fréquemment dans les anciens ouvrages sur le Canada (GL 49).

Die genannten Wörter betreffen die noch heute wichtige und praktizierte Herstellung des Ahornsirups, deren Bedeutung von Gérin-Lajoie nicht immer, wie bei *tire*, angegeben wird und bestenfalls aus dem Kontext zu erschließen ist. Daher sind im Folgenden die Definitionen aus dem GPFC beigefügt:

tire s. f. – Gérin-Lajoie spricht von “la délicieuse sucrerie que les Canadiens ont baptisé du nom de *tire*” (GL 49); ‘sirop de sucre que l’on fait cuire assez pour que, en se refroidissant, il se prenne en pâte; bonbon’ (GPFC, wo jedoch die von Gérin-Lajoie noch zitierten entsprechenden Verben, *se tirer*, *s’étirer*, fehlen).

trempette s. f. – ‘mets composé de menus morceaux de pain trempés dans du *réduits* ou du *petit sirop*’ (GPFC, auch *trempine*, wo auf *trempette* verwiesen wird). In Frankreich gilt das Wort heute in seiner allgemeinen Bedeutung (ohne Erwähnung des Sirups) als veraltet. Doch Gérin-Lajoie markiert es wohl deswegen, weil es in seinem Referenzwerk, dem Akademie-Wörterbuch von 1835, fehlt.

goudrelle s. f. – ‘planchette creusée ou lame de métal, en forme de gouge, qui, dans l’exploitation des sucreries, conduit la sève, l’eau d’érable, de l’arbre à la *chaudière*’ (s. v. *goudrille* verweist GPFC auf *goudrelle*; die Graphie *goudille* bei Gérin-Lajoie ist wohl ein Tippfehler, da das Wort einen völlig anderen Sinn hat).

casseaux, *caseaux*, *casols* pl. m. – GPFC kennt keines dieser Synonyme, nennt aber *cassot* (*de tire*) s. m. – ‘un cornet d’écorce plein de *tire*’; *casseau* ist nur eine graphische Variante von *cassot* ‘boîte en écorce de bouleau, dont se servent les fabricants de sucre d’érable pour mettre la *tire*’ (Dionne 1909, s. v.).

micouenne s. f. – ‘grande cuiller en bois ou en écorce pour mettre le sucre en moule, ou pour divers usages domestiques, louche’ (GPFC).

brâssée (de sucre) s. f. erscheint kommentarlos im Text (GL 48), ist aber kursiv markiert. GPFC nennt *brâssée* (de sirop) – ‘chaudronnée de sirop’.

Neben diesen Fachtermini der Ahornsirupherstellung kommentiert Gérin-Lajoie noch weitere Bezeichnungen, die er teils kursiv, wie die obigen, teils in

Anführungszeichen hervorhebt. So nennt er entsprechend dem Beruf Rivards aus der Terminologie des Waldrodens:

corps morts pl. m. – “Dans le langage des défricheurs, les ‘corps morts’ avaient été coupés en longueurs de huit à dix pieds, réunis en tas et brûlés” (GL 32); im GPFC wird *corps mort* als ‘tronc d’arbre abattu et à moitié pourri’ definiert.

tasser v. tr. – Das Wort (GL 68) wird vom Autor in Anführungszeichen gesetzt und bezeichnet hier ‘mettre en tas les arbres coupés d’un abatis’, die nach dieser *tassage* (GL 69, kursiv markiert), dem Aufschichten der gefällten Bäume, verbrannt werden. GPFC verzeichnet nur *tassage*.

potasserie s. f. – Da Rivard die aus der Verbrennung entstehende Asche zur Herstellung von *potasse* (cf. dt. *Pottasche*) weiterverwendet, nennt Gérin-Lajoie die Stelle, die er dafür auswählt, mit dieser Wortbildung.

Rivard errichtet ebenfalls eine *perlasserie* s. f., ohne dass der Autor das markierte Wort erklärt; es handelt sich um ein ‘établissement où l’on fabrique la perlasse’, wobei *perlasse* s. f. ‘potasse pure’ bezeichnet (Dionne 1909, s. v.).

Aus der Holzbearbeitung stammt der Beruf des *tailleur* (GL 152), dessen Tätigkeit hier auf das Zuschneiden der Stämme zu Balken für das Hausdach spezialisiert ist. GPFC verzeichnet es nicht und hat auch kein Lemma *tailleur*, da dessen Verwendung in der Holzverarbeitung kein Kanadismus im Sinne des GPFC ist⁴. Des Zimmermanns und seiner Helfer Aufgabe ist der Hebauf, der verbal durch *lever* v. tr. ‘dresser les pièces (d’une charpente)’ ausgedrückt wird, nach GPFC auch *lever* s.m. oder *levée* (d’une maison, d’une grange, etc.) s. f. ‘levage, action de dresser les pièces d’une charpente’. Diese Mannschaft wird als *corvée* s. f. bezeichnet, das im Gegensatz zu den Bedeutungen in französischen Wörterbüchern steht, wo es verwendet wird “pour désigner un travail gratuit et forcé qui n’est fait qu’à regret, comme, par exemple, la corvée seigneuriale, les corvées de voirie, etc., regardées partout comme des servitudes. Mais il a dans le langage canadien un sens de plus qui date sans doute des premiers temps de l’établissement du pays” (GL 152). GPFC gibt die folgende, dazu passende Definition: ‘Prestation de travail manuel fait collectivement, volontairement et gratuitement par plusieurs personnes qui s’entendent pour venir en aide à quelqu’un’.

Aus dem Bereich der Landwirtschaft ist kursiv gesetztes *manchon* s.m. zu nennen (GL 5), das im GPFC als ‘mancheron, chacune des deux poignées du manche d’une charrue’ definiert ist. Ebenso unkommentiert kursiv gesetzt ist

⁴ “[...] nous n’avons donc enregistré que les formes particulières qui, n’appartenant à la langue académique d’aujourd’hui, donnent au parler populaire et familier de chez nous son cachet particulier” [...] “nous y relevons [dans ce glossaire] seulement ce qui n’a pas été ou n’est plus admis dans la langue académique” (GPFC, VII).

boulette s. f., das der GPFC als die Gewürzpflanze ‘ciboulette’ definiert, das als Wort auch der Aphärese in *boulette* zugrundeliegt. Demgegenüber ist *patates* wiederum kommentiert: “On dit *patates* au lieu de *pommes de terre*, mot inconnu dans les paroisses canadiennes” (GL 78).

Die Morgendämmerung ist mit *brunante* s. f. ‘brune’ (GL 87) bezeichnet und als Kanadismus im TLF seit Viger 1810 belegt. Aus dem kanadischen Winter stammt *croûte* “mot canadien pour désigner la surface durcie de la neige” (GL 55), was inhaltlich auch der Definition im GPFC entspricht.

Der im Kanada des 19. Jahrhunderts stets präsente Bereich der katholischen Religion ist unter den Kanadismen lediglich mit *renard* s. m. vertreten, womit derjenige bezeichnet wird, der an Ostern nicht zur Kommunion geht, während der GPFC etwas konzilianter definiert mit ‘celui qui ne fait pas ses pâques, ou qui attend le dernier moment pour les faire’.

Auch die Feste sind nicht vergessen. Eine *épluchette* s. f. (GL 120) ist eine ‘réunion de personnes qui a pour objet d’enlever les enveloppes des épis de maïs, et qui se termine généralement par des chansons, des danses, etc.’ (GPFC). Mit *bombarde* “comme on dit dans les campagnes” (GL 94) für ‘guimbarde’ markiert Gérin-Lajoie allerdings eine Bezeichnung, die auch im Akademie-Wörterbuch von 1835 verzeichnet ist, wodurch die Markierung nicht zu erklären ist. Aus dem Alltag ist *brailler* v. intr. ‘pleurer’ zu nennen, das im GPFC ebenso wie in französischen Wörterbüchern figuriert, aber in Ac 1835 nur als ‘parler très haut; crier’.

Der Wortschatz des kanadischen Französisch unterscheidet sich vom hexagonalen Französisch aber nicht nur durch die Bewahrung älterer Ausdrucksweisen und Neologismen für die spezifische kanadische Lebensrealität, sondern – aufgrund des engen Kontaktes mit den Anglokanadiern – auch durch eine besondere Rolle der Anglizismen, sei es durch ihre Präsenz, sei es durch ihre bewusste Vermeidung. So verwendet Gérin-Lajoie z. B. *reel* (GL 170) s. m. ‘espèce de danse vive et animée’ (GPFC), das er zwar kursiv markiert, zu dem er aber keinen Kommentar gibt. Wenn er sich jedoch zugunsten des französischen Namens für die heutigen *Cantons de l’Est / Eastern Townships* ausspricht und *Canton* dem englischen *Township* aus sachlichen Überlegungen vorzieht, ist dies schon ein erster Hinweis auf seine grundsätzliche Haltung:

Le mot anglais *Township* n’a pas d’équivalent en français. M. de Tocqueville dit que le township tient le milieu entre le canton et la commune; d’autres, comme M. Laboulaye, prétendent que le township se rapproche beaucoup plus du canton que de la commune, puisqu’un township peut se composer de plusieurs municipalités, de même qu’un canton peut comprendre plusieurs communes. Je me servirai donc dans le cours de ce récit, du mot “Canton”, de préférence au mot “Township” (GL 15).

Das Zitat lässt zwar noch nicht erkennen, dass er sich generell gegen die Verwendung von Anglizismen wendet, doch der folgende Kommentar ist in dieser Hinsicht deutlich:

Aujourd’hui on ne se donne guère de soin pour trouver des mots français; on s’empresse d’adopter les mots anglais. Qui voudra prétendre que c’est une amélioration? (GL 49).

Gérin-Lajoie verurteilt darin aber auch das fehlende Bemühen, das entsprechende französische Wort zu suchen und zu verwenden. Er selbst verhält sich hier anders, indem er Anglizismen weitestgehend vermeidet; eine der wenigen Ausnahmen ist noch das kursiv markierte *gentleman* (GL 142), das keine französische Entsprechung hat. Auffallend ist aber auch, dass er ein französisches Wort Frankreichs dem bodenständigen kanadischen Ausdruck vorzieht, wenn er bei seiner Aufzählung der Waldbäume (GL 32f.) das übliche *épinette* s. f. unerwähnt lässt, das die typische kanadische Spezies (cf. TLF) unter den Nadelbäumen bezeichnet, und lediglich das allgemeine *sapin* verwendet. Aber vielleicht liegt dies auch an der verbreiteten fehlenden Unterscheidung zwischen Tanne und Fichte (fr. *sapin* und *épicéa*, cf. auch dt. *Tanne(nbaum)* als Oberbegriff für ‘Tanne’ und ‘Fichte’). Bei der Linde sagt er immerhin “le tilleul ou bois blanc” (GL 32), d. h. er trägt der nordamerikanischen Lindenart (*bois blanc* s. m. ‘tilleul d’Amérique’, GPFC) auch sprachlich Rechnung, ohne jedoch den Kanadismus zu markieren, der in diesem Falle nicht unbedingt eines Kommentars bedarf. Zu diesen Überlegungen passt die Feststellung, dass die oben aufgezählten Beispiele, die vom Autor markiert oder kommentiert werden, alle zu den sogenannten “canadianismes de bon aloi” gestellt werden können. Es handelt sich also durchweg um Bezeichnungen für kanadische Realia oder um fest etablierte Ausdrücke. Sie sind alle nicht im *Dictionnaire de l’Académie* von 1835 verzeichnet, das dem Autor nach eigenen Aussagen gegebenenfalls ja als Referenzwerk dient (cf. das Zitat oben, GL 81). Insofern praktiziert und illustriert er mit seinen Romanen aus den 1860er Jahren “le langage canadien”, das seine Bezeichnung für das kanadische Französisch ist, und kann damit frei von jedweder expliziten sprachlichen Selbstanklage als Vertreter der eigenen Tradition guten Sprachgebrauchs gesehen werden und damit als Vorläufer einer Entwicklung, die in Québec erst ein Jahrhundert später nach der Stillen Revolution der 1960er Jahre im Bekenntnis zur eigenen Identität erfolgreich sein und schließlich zur lexikographischen Beschreibung des eigenen Standards führen sollte⁵. Auf diesem Weg hin zu einem

⁵ Dieses Ziel verfolgt das Wörterbuch, das in Sherbrooke erstellt wird und 2008 in einbändiger Form (ca. 2 500 Seiten) erscheinen soll. In ihm wird der Standard des Französischen Québecks in ca. 50 000 Wörtern auf der Basis eines Korpus von 52 Millionen Vorkommen aus 15 000 Texten verschiedener Kategorien inventarisiert und valorisiert. Cf. hierzu zuletzt Martel (2006) oder die Beschreibung unter <http://dictio.flsh.usherbrooke.ca/site/>.

ausgereiften sprachlichen Selbstbewusstsein nimmt Félix-Antoine Savard als weiterer Autor von Landromanen eine besondere Rolle ein.

2. Félix-Antoine Savard (1896–1982)

2.1 Bio-bibliographische Skizze des Autors

Zwischen 1920 und 1960 erscheinen rund siebzig Landromane, teils originelle und "literarisch ernst zu nehmende Porträts des frankokanadischen Landlebens" (Claude-Henri Grignon, *Un homme et son péché*, 1933; Ringuet alias Philippe Panneton, *Trente arpents*, 1938; Germaine Guèvremont, *Le survenant*, 1945), "teils propagandistisch verbrämte und erzählerisch stark vereinfachte" Romane, die das "gute Leben im Geist der Tradition und des katholischen Glaubens (...) fern der pervertierten Stadtexistenz" predigen (Damase Potvin, *L'appel de la terre*, 1919; Harry Bernard, *La terre vivante*, 1925; Gross 2005, 193). Auffällig ist, dass die bedeutendsten *romans de la terre* um 1930 ein verklärtes Landleben zeigen, "das der Realität in keiner Weise entspricht (...) Dass der Landroman trotz der zunehmenden Urbanisierung Québecks – 1929 leben rund 60 % der Bevölkerung in den Städten – und trotz des wachsenden Interesses für Stadtromane und das psychologische Genre sich auch weiterhin seiner Leserschaft und Fürsprecher sicher sein kann, hat nicht zuletzt mit den katastrophalen Auswirkungen des New Yorker Börsenkrachs zu tun, von dem sich Québec erst mit dem Wirtschaftsaufschwung während des Zweiten Weltkriegs wieder erholen wird" (Gross 2005, 194; 193).

Der aus Québec stammende Félix-Antoine Savard lebte in Chicoutimi, wurde 1922 zum Priester geweiht und betreute bis 1945 die von ihm 1931 gegründete Pfarrei Saint-Philippe-de Clermont. Berühmt wurde er mit *Menaud, maître-draveur* (1937), der zum Roman umgestalteten Lebensgeschichte des Flößermeisters Joseph Boies. Savard wird Literaturprofessor an der Université Laval und steht dort bis zum Jahre 1957 als Dekan der *Faculté des Lettres* vor. Während der vierziger Jahre widmet er sich ethnologischen Studien, reist nach Akadien und in die Gaspésie und untersucht die Traditionen der mündlich überlieferten Volksliteratur. Von 1950 bis 1955 ist er Präsident der *Société du parler français au Canada* und Mitglied vieler weiterer renommierter kultureller Institutionen, darunter die *Académie canadienne-française* und die *Société royale au Canada*. Seinem Werk, mit dem er in hymnischen Tönen die Schönheit der Natur Québecks besang, wurden viele bedeutende Auszeichnungen zuteil (*Prix David* 1939). In den siebziger Jahren veröffentlichte er seine Memoiren. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Saint-Joseph-de-la-Rive, wo er hoch angesehen 1982 verstarb.

“Der Flößermeister Menaud gehört heute trotz – oder gerade wegen – seines patriotisch-mystischen Denkens zum unverzichtbaren Bestand der archetypischen Figuren québécoischer Deszendenz” (Ertler 2000, 133). Im ersten Teil des Romans (Kap. I–IV) führt der etwa sechzigjährige Titelheld, der kein sesshafter Bauer ist, sondern “in der Tradition der *coureurs de bois* den einsamen und unabhängigen Abenteurer repräsentiert” (Gross 2005, 194) im Auftrag der Engländer zusammen mit seinem Sohn Joson und dem jungen Alexis Tremblay, “Lucon” genannt, einen Trupp Flößer in die Berge. Zu seinen Begleitern gehört auch Le Délié, der heimliche Geliebte von Menauds Tochter Marie, der als Aufseher das von der englischen Kapitalgesellschaft gepachtete Land verwaltet und in Menauds Augen als Verräter gilt, weil er die einheimischen *draveurs* und *coureurs de bois* aus ihren angestammten Funktionen zu verdrängen sucht. In Lucon hingegen erkennt Menaud einen zweiten Sohn und den rechtmäßigen Erben jenes Vermächtnisses aus Louis Hémons Nationalepos *Maria Chapdelaine* (1914), das die drei ultranationalistischen Stimmen (*les voix du pays de Québec*) der zwischen verschiedenen Lebensentwürfen schwankenden Protagonistin als heilige Verpflichtung übertragen (*Nous sommes un témoignage. C’est pourquoi il faut rester dans la province où nos pères sont restés, et vivre comme ils ont vécu ... Au pays de Québec rien ne doit mourir et rien ne doit changer*). Immer wieder bezieht auch Menaud selbst aus diesen Worten Kraft und Trost. Der erste Teil des Romans endet tragisch. Joson, der geliebte einzige Sohn, kommt bei einem Arbeitsunfall in den reißenden Fluten des Noire-Flusses ums Leben. Im zweiten Teil des Romans (Kap. V–VII) versucht Menaud, Lucon als Nachfolger seines Sohnes aufzubauen. Umso kontraproduktiver wirkt die Anwesenheit des um Marie werbenden Délié, der sich als rechtmäßiger Schwiegersohn aufspielt. Diese ungeliebte Liaison, Josons Tod und der erschütterte Glaube an eine gütige Natur sowie der wachsende Groll auf die anglophonen Unternehmer verschmelzen in Menaud zu einem diffusen Protest- und Revolutionspotential, das sich aus Modernitätsfeindlichkeit und Fremdenhass speist. Wie ihr Vater fühlt sich auch Marie dem patriotischen Erbe Maria Chapdelaines verpflichtet. Nachdem sie Déliés wahre Absichten entdeckt hat, entscheidet sie sich nicht für den “Handlanger der fremden Mächte” (Ertler 2000, 134), sondern für Lucon. Als dieser in einem harten Kampf Mann gegen Mann von seinem Rivalen besiegt wird, pflegt ihn Marie wieder gesund und schenkt ihm endgültig ihre Liebe. Aber auch diese glücksverheißende Perspektive wird den alten Menaud nicht trösten (Kap. VIII–X). Er muss erkennen, dass die Bewohner von Mainsal auf Dauer keine Chance gegen die Fremden haben, denen bald das ganze Land gehören wird. In geistige Umnachtung verfallen zitiert er immer wieder jenes schmerzliche Memento aus dem Schlusskapitel von *Maria Chapdelaine*, das auch über seinem Leben liegt: *Les étrangers sont venus! Les étrangers sont venus!*

Menaud, maître-draveur verknüpft zwei Handlungsstränge miteinander, einen politischen um den drohenden Ausverkauf des Landes und einen privaten um die

junge Marie zwischen zwei Prätendenten, die eine jeweils andere ideologische Position verkörpern. Dabei ist jedes Mal Délié der Hauptkontrahent des Protagonisten, sowohl als Vertreter der Eindringlinge, die den ansässigen Frankokanadiern ihr Land rauben wollen als auch in Gestalt des Verführers, der ihm die Tochter wegnehmen will. Am Ende wird Délié als Repräsentant der Engländer zwar wirtschaftlich die Oberhand behalten, Maries Herz aber gehört Lucon. Bezeichnend ist, dass Félix-Antoine Savard trotz manch hymnisch-epischer Überhöhung des Geschehens jedes überzuckerte Harmonisierungsbestreben und "jede Idealisierung der frankokanadischen Realität" vermeidet und stattdessen "mit Menauds Schicksal dem Leser jenes der frankophonen Bevölkerung vor Augen stellt", was den Text zur "episch gestaltete(n) Mahnung" an seine frankokanadischen Landsleute erhebt (Gross 2005, 193). Mit Menaud rekurriert Savard dabei nicht auf das Idealbild des sesshaften *habitant*, der sein Leben und das seiner (Groß-)Familie im Geiste von Patriarchalismus und Katholizismus ordnet und strukturiert, sondern auf den Typus des sein Leben in der Einsamkeit der Wildnis fristenden Abenteurers und Nomaden, der anders als Jean Rivard nicht Land urbar macht, sondern der Jagd und der Fischerei nachgeht.

Mit seinen drei Überarbeitungen (die vom Autor als endgültig anerkannte Version erschien erst 1964) wirkt *Menaud, maître-draveur* weit in das 20. Jahrhundert hinein, wobei sich die Literaturkritik anfangs mehr mit der "ideologischen Aussagekraft der hymnisch-mystischen Abschnitte" (Ertler 2000, 137) auseinandersetzte und erst später die Frage stellte, ob der Roman angesichts seiner Thematik des Scheiterns dem an positiven Handlungsmustern ausgerichteten *roman de la terre* überhaupt zuzuordnen ist. Zwischen Antoine Gérin-Lajoie Mitte des 19. und Louis Hémon Anfang des 20. Jahrhunderts mit ihrer Beharrungs-ideologie und dem ersten auch international rezipierten Stadroman *Bonheur d'occasion* von Gabrielle Roy (1945) mit seiner ins urbane Prekariat abgesunkenen ländlichen Großfamilie stellt *Menaud, maître-draveur* jedenfalls eine wichtige Etappe auf dem mühseligen Weg des frankokanadischen Romans in die Moderne dar.

2.2 Zur Sprachverwendung bei Savard

Sprachlich kommt dieser Übergang in die Moderne bei Savard durch die Verwendung vieler konzeptionell mündlicher Elemente zum Ausdruck. Darunter fallen im Bereich der Phonetik die Bewahrung der klassischen Aussprache [st(ə)] von *cet*, *cette* (*c't'année*, S 126; *c'tte heure*, S 28) im Munde des Flößermeisters Menaud, ferner die Aussprache *beu* 'bœuf' (S 78) und die in Frankreich bis zur Revolution gültige Standardaussprache [twe] *toé* (S 118), während aus dem Mund seiner Tochter Marie die Aussprache graphisch mit *toi* (S 27) wiedergegeben ist. Weitere sprechsprachliche Erscheinungen in der Aussprache, wie sie graphisch

festzustellen sind, zeigen sich in *V'là la neige!* (S 118) oder *T'as raison* (S 84), sowie im Gebrauch des älteren *icitte* (S 17, 121, 122) und der üblichen Metathesen wie *berlander* v. intr. 'fainéanter' < *brelander* (S 126)⁶.

Im Bereich der Morphosyntax fällt die Häufigkeit des vorwiegend sprechsprachlich nachgestellten *là* auf (z. B. *ce gars-là*, S 17; *ces voisins-là*, S 57; *cette souffrance-là*, S 92; *ces mots-là*, S 134). Weiterhin sticht die Verwendung der im Kolonialfranzösischen üblichen, in Frankreich heute volkssprachlichen Possessivkonstruktion mit *à* ins Auge, wie in *la terre à Menaud* (S 66), *la retraite à Menaud* (S 66), *la fille à Menaud* (S 93), zudem das fehlende Pronomen bei *falloir* (z. B. *Faudrait essayer tout de même*; *Faudrait parler de cela au député*, S 84) sowie die Rechtsversetzung in *ça parle, les bêtes* (S 140) und die Ausdrucksweise *s'il souffrait!* (S 141, cf. dt. *und ob er litt!*).

An Interjektionen findet sich *bédame* interj. aus 'eh bien, dame!' (S 74; cf. auch Pichette 1980, s. v.); außerdem *sapregué* (S 27, 64), *sapregueu* (mit assonnierender Anspielung aus *sacré Dieu* umgestaltet), die hier nicht mehr Flüche sind, sondern Interjektionen⁷.

Als dekoratives Lokalkolorit ist das kanadische Französisch natürlicher Bestandteil des Landromans und damit auch im Wortschatz Savards bestens und vielseitig präsent⁸. Die Beschreibung von Natur und Naturphänomenen spielt dabei eine große Rolle, wobei Bezeichnungen aus der Fauna und Flora teilweise schon bei Gérin-Lajoie zu nennen waren⁹. Aus dem Bereich der Fauna finden sich z. B. *outarde* s. f. 'bernache du Canada' (S 29, 47), *ouache* s. f. 'gîte d'un animal' (S 132), natürlich *caribous* (S 50) und *orignaux* (S 50), aber auch *piron* s. m. 'jeune canard' (S 47) sowie *tauraille* s. f. 'jeune boeuf, génisse' (S 78, 118), dazu *s'épivarder* v. tr. 's'éplucher; faire sa toilette' (S 119) und metaphorisch verwendetes *zigailer* v. tr. 'couper malproprement' (S 142: "un troupe de canards [...] se mit à plonger, à zigailer l'eau").

Bei der Flora sind u. a. *bleuetière* s. f. für ein Blaubeerenareal (S 78) und *gadelle* s. f. 'groseille' (S 89; cf. GL) zu nennen, sowie *patate* anstelle von *pommes de terre* (S 63; cf. GL) und *gomme* s. f. '(temps de récolte de la) gomme

⁶ Cf. zahlreiche weitere Beispiele im GPCF unter *er-* anstelle von *re-*: wie *erfuser* < *refuser*, *erlever* < *relever*, *erluire* < *reluire*, *erluquer* < *reluquer*, *er marque* < *remarque*, *ermise* < *remise*, *ermonter* < *remonter*, *ermuier* < *remuer*, *erposer* < *reposer*, *ertirer* < *retirer*.

⁷ GPCF schreibt *sapregué* interj. et adv. und nennt *saprer* 'fluchen' (aus *sacrer*, dem für Québec charakteristischen Ausdruck für die nicht weniger charakteristische Art sakralen Fluchens, anstelle des einfachen fr. *jurer*), ferner als Interjektion *sapré* (aus *sacré*) sowie das Adverb *saprement* 'très, fort, beaucoup' und *saprédié* als weitere Interjektion (aus *sacré Dieu* deformiert).

⁸ Einen Teil des reichhaltigen kanadischen Wortschatzes aus diesem Werk Savards hat Straka 1973 mit großer philologischer Akribie mit der hexagonalen Lexikographie verglichen.

⁹ In diesem Fall sind sie nachfolgend mit dem Hinweis "cf. GL" versehen; die Definitionen entstammen wie oben aus dem GPCF.

de sapin' (*piqueurs de gomme*, S 77; TLF¹⁰) sowie davon abgeleitet das Adjektiv (*mains*) *gommeuses* '(mains) impropres' (S 77; cf. GPFC: *gommeux* s. m. 'individu malpropre').

Wald und Landschaft sind z. B. noch mit der Wortbildung *boulonnaire* s. f. repräsentiert, eine Ableitung zu *bouleau* (S 89), sowie mit *renversis* s. m. 'partie de forêt dont les arbres ont été renversés par un ouragan' (S 48) und *abattis* s. m. 'terrain où l'on a fait un abatis de bois, et qui n'est pas encore entièrement essouché' (S 84; cf. auch Dulong 1969, 7; im TLF als "canadianisme") sowie das bei GL schon erwähnte *corps morts* (S 26, 139). Außerdem erscheinen *pelé* s. f. 'terrain sans arbre ni verdure, sans végétation, terrain dénudé, savane, étendue de forêt rasée par le feu, brulis' (S 125; GPFC schreibt *pelée* s. f.; im TLF ist *pelé* als Kanadismus aus Savard aufgenommen), *côtoyage* s. m. 'coteau' (S 37, 40; fehlt im GPFC, aber im TLF als Kanadismus aus Savard verzeichnet), *piqueron* s. m. 'petite colline, butte, élévation' (S 38), *crique* s. f. 'petite rivière' (S 127) und *gueule* s. f. 'embouchure' (S 48) sowie *trécarré* s. m. 'ligne qui marque les extrémités d'une terre', eher ist hier aber ein viereckiges Grundstück gemeint (S 54, 68; cf. Straka 1973, 292: 'terre située loin de la maison').

Zudem spielen die meteorologische Erscheinungen eine wichtige Rolle, u. a. vor allem der Winter mit den bekannten *bancs* pl. m. *de neige* (S 127), *poudrerie* s. f. (S 120), *poudrer* v. intr. et impers. (S 127) und *frimassé* adj. 'verglacé' (S 23); außerdem *noroit* s. m. 'vent du nord-ouest' (S 137) *nordet* s. m. 'vent du nord-est' (S 37, 39) sowie *ravaud* s. m. 'bruit terrible [d'une tempête]' (S 121). Aus dem Tagesablauf ist *brunante* s. f. 'crépuscule' (S 40; cf. GL) und auch synonymes *brun* s. f. (S 67) zu verzeichnen.

Bei den Arbeiten steht natürlich das Flößen, *drave* s. f. 'flottage, transport (du bois) par eau', im Vordergrund (dazu das Synonym *dravage* s. m. im GPFC) sowie *maître-draveur* s. m. (im Titel) und *draver* v. tr. (auch GPFC). Ferner findet sich der *piqueur* s. m. 'ouvrier qui pique les billes de bois pour en faciliter l'équarrissage' (S 39) und *s'effieller* (S 38), was im GPFC als *effieller* v. tr. für 'se rendre malade à force de travailler, par une tension trop forte des muscles' verzeichnet ist, sowie das schon genannte *berlander* v. intr. 'fainéanter' (S 126).

Zudem erscheinen verschiedene typisch kanadische Gegenstände wie *berlot* s. m. 'voiture d'hiver faite d'une sorte de bois oblongue plus ou moins profonde, posée sur des patins' (S 118), *lisse* s. f. 'barre de glissement, en fer ou en acier, d'un traîneau, barre ronde ou lame placée sous les patins' (S 132; als Kanadismus aus Savard im TLF), *paqueton* s. m. 'paquet, balle (surtout paquets que portent sur le dos les gens de chantiers ['exploitation forestière (action d'exploiter une forêt; lieu où l'on exploite le bois d'une forêt)']' (S 27), *drégail* s. m. 'bagage, mobilier, attirail, etc.' (S 113), *chaudière* s. f. 'seau en métal' (S 64; als kanadisch

¹⁰ GPFC verzeichnet *gommeur* s. m. 'celui qui récolte la gomme de sapin', *gommer* v. tr. für die Tätigkeit und *gommage* s. m. für die Ernte(zeit).

auch im TLF markiert), *boucane à mouches* s. f., das hier wohl eine Hütte bezeichnet, die vom Autor auch als *cambuse* s. f. ‘petite construction, abri; magasin de vivres dans les chantiers’ (S 66) benannt wird (cf. Straka 1973, 290)¹¹. Als Rest früherer Wortbildung kann hier noch *grand’hache* s. f. für ein großes Holzfällerbeil genannt werden¹².

Unter den Handlungen, Verhaltensweisen und Ereignissen ist an erster Stelle natürlich *sacrer* v. tr. / pron. zu nennen (S 64; cf. schon oben bei den Interjektionen), ferner z. B. *défaite* s. f. ‘moyen de se tirer d’embarras, défense’ (S 80), *rincer* v. tr. als Ableitung zu *rince* s. f. ‘volée de coups’ (S 105), *canter* v. pron. ‘se coucher’ (S 27), *saper* v. intr. ‘faire du bruit avec la langue en mangeant’ (S 27), *croche* s. m. ‘homme malhonnête’ (S 68), *adon* s. m. ‘hasard heureux’ (S 79), *grand’demande* (faire la ~) s. f. ‘demande en mariage’ (S 41).

Im Bereich der Kleidung findet sich u. a. *mitaines* pl. f. ‘gants’ (S 133), *mitasses* pl. f. ‘draps; chaussures’ (S 135), *tuque* s. f. ‘bonnet’ (S 119), *bougrine* s. f. ‘pardessus’ (S 64), *chape* s. f. ‘cape’ (S 61) und *(s’em)mitoufler* s. m. ‘s’envelopper la tête et le cou’ (S 118).

Wortbildungen wie *rendeux* adj. ‘ertragversprechend’ (S 62), *décalfeutrer* v. tr. (S 66; zu fr. *calfeutrer* ‘abdichten von Fenstern etc.’; cf. TLF), *sourder* v. intr. (S 111; eher eine poetische Kreation: “de chaque motte de terre, de chaque sentier sourdent des voix”) sowie *bavoler* v. intr. ‘voler bas; flotter, voltiger’ (es ist die Rede vom Rauch; cf. Straka 1973, 281).

Die Beispiele lassen bereits erkennen, dass Savards Sprache noch in viel höherem Maße als diejenige Gérin-Lajoies durch Kanadismen charakterisiert ist, ohne die Landromane wohl auch kaum zu schreiben sind. Zwar sind die Ausdrücke zunächst – ebenso wie noch bei Gérin-Lajoie – kursiv markiert und damit in gewisser Weise stigmatisiert, doch wurde die Kursivsetzung in der zweiten Auflage getilgt. Unabhängig von den tatsächlichen Beweggründen und den verschiedenen sich anbietenden Wertungsmöglichkeiten dieser Umformatierung wird der ländlich-verzierende Charakter der Kanadismen damit in den Hintergrund gerückt und so der Eindruck vermittelt, dass Savard in seiner Literatursprache – bei aller literarischen Transformation – bestimmte Facetten der endogenen Norm verinnerlicht hat und selbstbewusst zu diesen steht. Allerdings erscheinen die zuvor kursiv markierten Kanadismen nun in einem Glossar am Ende des Buches, so dass der Roman wohl nicht nur an Savards Landsleute gerichtet war bzw. die Kenntnis der Kanadismen beim Lesepublikum nicht auto-

¹¹ Im GPFC ist *boucane* nur als ‘fumée; vapeur d’eau’ angeführt (ebenso in Dunn, Clapin und Dionne; auch *boucaner* ‘fumer la viande’).

¹² Die Textstelle “Menaud se rappelait la meule qu’il avait tournée, tournée, et l’éclair de la grand’hache sur les plançons de pin” (S 66) schließt die in den Wörterbüchern gegebene Bedeutung für *grand’hache* s. f. (bei Clapin 1894, s. v. *doleur*, auch als m. verzeichnet) ‘individu qui travaille vite et bien, qui abat beaucoup de besogne’ (GPFC: s. v. *hache*), ‘bücheron qui dégrossit les arbres de nos forêts’ (Dionne 1909, s. v. *grand’hache*) aus.

matisch vorausgesetzt wurde. Wenn auch ein Verweis auf den 1930 erschienenen GPFC ausgereicht hätte, der die verwendeten Kanadismen zumeist enthält, erleichtert das Glossar zweifelsohne die Rezeption des Romans und damit sicherlich auch den Erfolg in Frankreich, der – wie von den meisten frankokanadischen Kunstschaffenden – wohl auch von Savard als höchste Auszeichnung betrachtet wurde.

Anglizismen fallen bei der Lektüre kaum auf, was in einem Roman nicht verwundert, der die Konfrontation zu den Anglokanadiern, den alles vereinnehmenden “étrangers”, thematisiert. Insgesamt erfüllt Savard den Wunsch so mancher Kanadier, wie er z. B. von Clapin 1894 formuliert wird:

Ah! si nos auteurs canadiens, au lieu de s’inspirer uniquement aux sources d’outre-mer, se donnaient seulement la peine de mettre en relief les qualités qui leur sont propres, c’est-à-dire d’être tout simplement canadiens, combien plus vite ils arriveraient à réaliser leur grand desideratum, qui est d’être “lus et goûtés en France” (Clapin 1894, XII).

Savards Sprache integriert sich somit in das Programm, dass die Société du parler français au Canada, deren Präsident Savard später ja sein sollte, bereits 1902 vorlegte, denn es ist eines jener

œuvres propres à faire du parler français au Canada un langage qui réponde à la fois au progrès naturel de l’idiome et au respect de la tradition, aux exigences de conditions sociales nouvelles et au génie de la langue française (zitiert nach Wolf 1987, 92).

Neben Savards oft gesucht metaphernreicher und literarisch gewählter Ausdrucksweise ist seine oben bereits dokumentierte Nähe zur gesprochenen Sprache charakteristisch, wenn seine Figuren in Gesprächen, Selbstgesprächen oder indirekten Gesprächswiedergaben zu Wort kommen. Dies unterscheidet ihn u. a. deutlich von dem 75 Jahre zuvor schreibenden Gérin-Lajoie und erklärt sich dadurch, dass die geschriebene Sprache jetzt auch literarisch die gesprochene nicht mehr ignoriert. Das Französisch, das seit den 1920er Jahren über das Radio verbreitet wird, d. h. das von einem Teil der Elite immer wieder adaptierte Pariser Französisch, erhält dadurch in der mündlichen Kommunikation höhere Bekanntheit, wenn auch zunächst nur als passives Register. Doch die beiden ‘modèles’ – wie J.-D. Gendron sagen würde (z. B. 1983) – beeinflussen sich gegenseitig, so dass nicht nur zunehmend lexikalische, sondern auch sprechsprachliche Elemente des traditionellen volkssprachlichen Registers im literarischen Sprachgebrauch erscheinen. Aus dieser Sicht kann sich Savard als sprachlicher Zeuge seiner Zeit verstehen und in diesem Bewusstsein einer “Normalität” erübrigt sich wohl für ihn eine typographische oder auch metasprachliche Markierung des Lokalkolorits.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass beide Autoren in der Thematik und Sprache der betrachteten Landromane einerseits ein Zeugnis für ihre be-

sondere Eingebundenheit in den historischen, literarischen und sprachlichen Kontext ihrer Zeit ablegen und damit andererseits auch für ihr Engagement im frankokanadischen Identitätsdiskurs. Doch wird in Savards *Menaud, maître draveur* – im Vergleich zur Literatursprache Gérin-Lajoies – sowohl der höhere Stellenwert authentisch gesprochener Sprache deutlich, als auch seine veränderte Einstellung gegenüber spezifisch kanadischen Ausdrucksweisen, die nicht nur mengenmäßig beeindrucken, sondern von ihm zumindest ab der zweiten Auflage des Romans auch nicht mehr kursiv markiert werden. Beides muss zweifellos als Zeichen des wachsenden Selbstbewusstseins gesehen werden, das später mit der Stillen Revolution und den durch sie bewirkten Veränderungen die Gesellschaft insgesamt erfassen sollte.

3. Primärtexte

Gérin-Lajoie, Antoine (1977 [1862, 1864]): Jean Rivard, le défricheur (récit de la vie réelle) suivi de Jean Rivard, économiste. Montréal: Hurtubise HMH (Cahiers du Québec 25 = Collection Textes et documents littéraires).

GL = Gérin-Lajoie (1977).

S = Savard (1964).

Savard, Félix-Antoine (1964 [1937]): Menaud maître-draveur. Montréal: Fides (Collection du nénuphar 1).

4. Sekundärtexte

Ac 1835: Dictionnaire de l'Académie française. 6e éd. 2 vol. Paris: Académie française.

Clapin, Sylva (1974 [1894]): Dictionnaire canadien-français. Reproduction de l'édition originale de 1894. Québec: PUL (Langue française au Québec. 3e section: Lexicologie et lexicographie 2).

Dionne, Narcisse-Eutrope (1974 [1909]): Le parler populaire des Canadiens français. Reproduction de l'édition originale de 1909. Québec: PUL (Langue française au Québec. 3e section: Lexicologie et lexicographie 3).

Dulong, Gaston (1969): Canadianismes de bon aloi. Cahiers de l'Office de la langue française no 4. Québec: Gouvernement du Québec.

Dulong, Gaston (1989): Dictionnaire des canadianismes. Paris: Larousse.

Dunn, Oscar (1976 [1880]): Glossaire franco-canadien. Reproduction de l'édition originale de 1880. Québec: PUL (Langue française au Québec. 3e section: Lexicologie et lexicographie 4).

Ertler, Klaus-Dieter (2000): Kleine Geschichte des frankokanadischen Romans. Tübingen: Narr.

Gendron, Jean Denis (1983): La norme et les critères de normalisation du langage au Québec. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Kanada-Studien 2, 3. Jahrgang, 5–24.

GPFC: La Société du parler français au Canada (1968 [1930]): Glossaire du parler français au Canada. Réimpression de l'édition publiée en 1930 par l'Action Sociale (limitée), à Québec. Québec: PUL (Langue française au Québec. 3e section: Lexicologie et lexicographie 1).

Gross, Konrad / Kloos, Wolfgang / Nischik, Reingard M. (2005): Kanadische Literaturgeschichte. Stuttgart / Weimar: Metzler.

Horiot, Brigitte / Schafroth, Elmar / Simoni-Aurembou, Marie-Rose (eds.) (2005): Mélanges offerts au professeur Lothar Wolf. "Je parle, donc je suis ... de quelque part". Lyon: Université Lyon III Jean Moulin / Centre d'études linguistiques Jacques Goudet.

- Lenoble-Pinson, Michèle / Delcourt, Christian (eds.) (2006): *Le point sur la langue française. Hommage à André Goosse*. Bruxelles: Le Livre Timperman.
- Lohse, Rolf (2005): *Postkoloniale Traditionsbildung. Der frankokanadische Roman zwischen Autonomie und Bezugnahme auf die Literatur Frankreichs und der USA*. Frankfurt am Main, etc.: Peter Lang
- Maguire, Thomas (1841): *Manuel des difficultés les plus communes de la langue française adapté au jeune âge et suivi d'un recueil de locutions vicieuses*. Québec: Fréchette & cie.
- Martel, Pierre (2006): *Le français standard en usage au Québec: question de normes et d'usages*. In: Lenoble-Pinson / Delcourt (eds.), 311–330.
- Meney, Lionel (1999): *Dictionnaire québécois-français*. Montréal: Gérin.
- Pichette, Jean-Pierre (1980): *Le guide raisonné des jurons. Langue – littérature – histoire et dictionnaire des jurons*. Montréal: Les Quinze.
- Plocher, Hanspeter (2005): *Peignons l'enfant du sol ... Zur Ideologie der Beharrung im frankokanadischen Roman des 19. Jahrhunderts*. In: Horiot / Schafroth / Simoni-Aurembou, 367–383.
- Reutner, Ursula (2007): *Das kanadische Französisch in der heutigen Lexikographie Frankreichs*. In: *Lebende Sprachen 2* (im Druck).
- Simoni-Aurembou, Marie-Rose (ed.) (2000): *Actes du cinquième Colloque international de Bollême du 5 au 7 juin 1997*. Tübingen: Niemeyer (Canadiana Romanica 13).
- Straka, Georges (1973): *En relisant Menaud, maître-draveur. Contribution à un inventaire du vocabulaire régional du Québec*. In: *TraLiLi X / 1*, 265–294.
- TLF: CNRS / Institut National de la Langue Française (1971 –1994): *Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et XX^e siècle (1789–1960)*, publié sous la direction de P. Imbs, B. Quemada. 16 vol. Paris: Éditions du CNRS – Gallimard.
- Viger, Jacques (1810): *Néologie canadienne ou Dictionnaire des mots créés en Canada et maintenant en vogue, des mots dont la prononciation et l'orthographe sont différentes de la prononciation et orthographe françaises, quoique employés dans une acception semblable ou contraire, et des mots étrangers qui se sont glissés dans notre langue*. In: *Bulletin du parler français au Canada* 8 (1909/1910), 101ff., 141–144, 183– 186, 234ff., 259–263, 195–198, 339–342.
- Wolf, Lothar (1987): *Französische Sprache in Kanada*. München: Vögel.
- Wolf, Lothar (2000): *Aspect historiques du bon usage québécois*. In: Simoni-Aurembou (ed.), 25–35.